

Offprint from:

International Journal for Contemporary Philosophy

edited by Alex Burri and Klaus Petrus

Volume 4 Number 2 2002

Peter Lang

*Facta Philosophica* 4, 2002: 239–270  
© Peter Lang, Switzerland

## Holistische Stolpersteine in der Bedeutungstheorie. Plädoyer für einen empiristischen Neuanfang<sup>1</sup>

Olaf L. Müller

### 1 Einleitung: Was sollten Bedeutungstheoretiker leisten?

Was muss jemand leisten, der eine Theorie der Bedeutung aufstellen möchte? Die Frage ist mehrdeutig. Wie wir sie verstehen, hängt u. a. davon ab, welcher wissenschaftlichen Disziplin die Person angehören soll, auf die unsere Frage zielt. Die Frage könnte sich entweder auf Germanisten, Slavisten, Altphilologen, Sinologen, Arabisten usw. beziehen – oder aber auf Philosophen. Wenn sich die Frage auf Philosophen bezieht, so lautet sie ausführlicher: Was muss jemand leisten, der eine sprachphilosophische Theorie der Bedeutung aufstellen möchte? (Dazu später sehr viel mehr). Bezieht sich die Frage dagegen auf Vertreter der verschiedenen linguistischen Spezialdisziplinen, z. B. auf Arabisten oder Sinologen, dann läuft sie auf folgendes hinaus: Was muss ein Arabist leisten, der eine Theorie der Bedeutung des Arabischen aufstellen möchte? Und was muss ein Sinologe leisten, der eine Theorie der Bedeutung des Chinesischen aufstellen möchte?

Bei aller Verschiedenheit im linguistischen Detail leuchtet ein, dass der arabistische Bedeutungstheoretiker fürs Arabische dasselbe leisten sollte, was der sinologische Bedeutungstheoretiker fürs Chinesische zu leisten hat. Ihre linguistischen Bemühungen richten sich zwar nicht auf denselben Gegenstand (anders gesagt: nicht auf dieselbe Objektsprache), fangen aber mit ihrem jeweiligen Gegenstand (einmal mit dem Arabischen, das andere Mal mit dem Chinesischen) genau dasselbe an: Es geht beidemal darum, die Bedeutung von Ausdrücken und Sätzen der jeweiligen Sprache zu charakterisieren.

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz bietet die nicht-behavioristische Umarbeitung von Überlegungen, die ich während der letzten Jahre in Bielefeld, Maribor, Krakau, Trondheim, Wien, Berlin und Bochum vorgetragen habe: Dank an alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Diskussionen im Anschluss an diese Vorträge. Ich danke einem anonymen Gutachter für wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Aufsatzes.

Dass der sprachphilosophische Bedeutungstheoretiker eine Aufgabe ganz anderer Art zu bewältigen hat, und zwar eine Aufgabe von allgemeinerer Natur, liegt auf der Hand. Worin besteht diese allgemeinere Aufgabe? Meiner Ansicht nach sollte der sprachphilosophische Bedeutungstheoretiker herauszuarbeiten versuchen, was, genau, die verschiedenen linguistischen Spezialdisziplinen tun, wenn sie eine Bedeutungstheorie ihrer jeweiligen Objektsprache aufbauen. Wenn das ein sinnvoller Vorschlag sein sollte, dann müsste der sprachphilosophische Bedeutungstheoretiker ungefähr die folgenden Probleme lösen: Welche Form muss die linguistische Bedeutungstheorie irgendeiner Objektsprache haben? Was sind die zentralen Begriffe einer solchen Theorie? Wie sind diese Begriffe zu verstehen? Und schliesslich, auf welche Art von Evidenzen sollte sich eine linguistische Bedeutungstheorie (etwa des Chinesischen) stützen?<sup>2</sup>

Diese Probleme sind auf vielfältige Weise ineinander verschlungen. Wer eins von ihnen lösen will, braucht dafür bereits eine Lösungsidee für die restlichen Probleme, die ihrerseits von der Lösung des ursprünglichen Problems abhängen wird. Kurz, im Idealfall sollte der sprachphilosophische Bedeutungstheoretiker die angeführten Probleme auf einen Schlag lösen; seine Lösung muss sich im ganzen bewähren.

Wir sind weit davon entfernt, eine derartige umfassende Lösung der Probleme des sprachphilosophischen Bedeutungstheoretikers auch nur umreissen zu können. Um überhaupt irgendeinen Schritt vorwärtsgehen zu können, möchte ich – zumindest als Richtlinie für die weiteren Überlegungen dieses Aufsatzes – vorschlagen, dass wir unser Hauptaugenmerk auf die *begrifflichen* Probleme des sprachphilosophischen Bedeutungstheoretikers konzentrieren: Welche gemeinsamen Begriffe müssen z. B. seine arabischen und sinologischen Kollegen einsetzen, um die Bedeutungen arabischer bzw. chinesischer Ausdrücke oder Sätze zu charakterisieren? Und: Wie sind diese bedeutungstheoretischen Begriffe zu verstehen?

2 Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich möchte nicht behaupten, dass Arabisten, Sinologen usw. ihre bedeutungstheoretischen Aufgaben erst in Angriff nehmen können, nachdem sie vom Sprachphilosophen über die Natur ihrer Aufgabe belehrt worden sind. Ebenso wenig brauchen Araber und Chinesen, wenn sie sprechen wollen, auf linguistische Belehrung durch Arabisten bzw. Sinologen zu warten. Um eine glückliche Formulierung Carnaps aufzugreifen (die Dummett ohne Verweis auf deren Ursprung weiterverwendet hat, siehe Carnap [LFoU], 49 und Dummett [WITo]/II, 69/70): Der Arabist bzw. Sinologe liefert eine *theoretische* Repräsentation derjenigen praktischen Fähigkeit, die Araber bzw. Chinesen beim Sprechen ausüben. (Man kann sehr wohl über diese Fähigkeit verfügen, ohne sie selber theoretisch repräsentieren können zu müssen). Und genauso liefert der Sprachphilosoph eine theoretische Repräsentation derjenigen praktischen Tätigkeiten, die Arabisten und Sinologen bei ihrer bedeutungstheoretischen Arbeit ausüben.

Die erste dieser zwei Fragen lädt eine schnelle Antwort ein, die allerdings noch nicht viel sagt: Der zentrale Begriff einer jeden linguistischen Bedeutungstheorie irgendeiner Objektsprache ist natürlich der Begriff der *Bedeutung*. Wie wenig mit dieser Antwort gewonnen ist, tritt sofort zutage, wenn man sie mit der zweiten unserer beiden Fragen konfrontiert und nach dem angemessenen Verständnis des Bedeutungsbegriffs fragt:

Was *sind* Bedeutungen? Sind es Dinge von dieser Welt? Sind es irgendwelche geheimnisvollen Bindeglieder *zwischen* Sprache und Welt? Stecken sie im Kopf des Sprechers oder sind sie allgemein zugänglich? Und so weiter.

Um gar nicht erst im Sumpf dieser und ähnlicher Verwirrungen zu versinken, sollten wir uns vor Augen führen, welche Information die linguistischen Bedeutungstheoretiker mithilfe des Bedeutungsbegriffs übermitteln wollen. Ein typisches Schema für solche Informationen könnte so aussehen:

(1) Ausdruck x bedeutet y.

Es kommt offenbar nicht darauf an, viel über das Wesen der Dinge sagen zu können, für die in diesem Schema der Buchstabe y steht; wichtiger ist die Frage, was man aus linguistischen Informationen lernen kann, die dem Schema (1) folgen. Und eines scheint klar: Sobald jemand im Stil von (1) eine korrekte Bedeutungs-Charakterisierung irgendeines objektsprachlichen Ausdrucks x formuliert, gibt er uns – weil er ja bei der fraglichen Formulierung selber *spricht* – eine *sprachliche* Charakterisierung der Bedeutung des Ausdrucks x. Anders gesagt, er gibt uns ein Synonym des fraglichen Ausdrucks.

Diese Überlegung scheint dafür zu sprechen, dass Bedeutungs-Charakterisierungen auf dasselbe hinauslaufen wie Behauptungen über Synonymien. Aber bei Lichte besehen, haben wir weniger gezeigt. Wir haben gezeigt, dass sich aus jeder gelungenen Charakterisierung von Bedeutungen gemäss Schema (1) Informationen über Synonymien ablesen lassen.<sup>3</sup> Eine informative und vollständige Bedeutungstheorie irgendeiner Objektsprache sollte uns mindestens (wenngleich vielleicht nicht ausschliesslich) über Synonymie-Verhältnisse belehren; Synonymie (Bedeutungsgleichheit) ist *einer* der Begriffe, die in einer linguistischen Bedeutungstheorie prominent sein sollten.

3 In der umgekehrten Richtung funktioniert dieser Übergang dagegen nicht: Wir haben nicht gezeigt, dass uns die Kenntnis von Synonymie-Beziehungen immer auch über die Bedeutung der fraglichen Ausdrücke aufklärt. Und in der Tat verhilft uns die bloss Information, dass die polnischen Ausdrücke ‚kawaler‘ und ‚niezonym mezczyzna‘ synonym sind, nicht automatisch zur Kenntnis der Bedeutung eines dieser Ausdrücke.

Dies Zwischenresultat lässt sich auch auf einem anderen Weg plausibel machen. Was auch immer die *Entitäten* *y* sein mögen, die ein linguistischer Bedeutungstheoretiker in seinen Informationen der Form

(1) Ausdruck *x* bedeutet *y*,

aufbietet – solange ihre *Identitätskriterien* nicht feststehen, verliert sich der Status dieser Entitäten im Nebel, und das ausgefüllte Schema (1) wird wertlos. *No entity without identity*, sagt eine berühmte Binsenweisheit der analytischen Philosophie (Quine [fStS], 40). Wer also mit dem Schema (1) arbeiten möchte, der muss (mindestens) imstande sein, auch dem folgenden Schema Sinn abzugewinnen:

(2) Ausdruck (oder Satz) *x* bedeutet dasselbe wie Ausdruck (oder Satz) *y* (d.h. *x* ist *synonym* zu *y*).

Kurz und gut, eine philosophische Bedeutungstheorie ist gut beraten, mindestens den Synonymiebegriff zu klären – falls das möglich ist (dazu später mehr).

Welche weiteren Begriffe sollte die philosophische Bedeutungstheorie klären? Anders gefragt: Welche weiteren Begriffe muss ein linguistischer Bedeutungstheoretiker bei der Beschreibung seiner Objektsprache einsetzen?

Wenn wir einen Schritt zurücktreten und uns unseren Übergang vom Bedeutungsbegriff in (1) zum Synonymiebegriff in (2) abstrakt vor Augen führen, dann fällt auf, dass wir das verwirrende Verbum ‚bedeuten‘ in einen ganz bestimmten, speziellen Zusammenhang eingebettet haben und dadurch zu einem Schema gekommen sind, das weniger verwirrend ist als das ursprüngliche Schema (1):

(2) Ausdruck (oder Satz) *x* bedeutet dasselbe wie Ausdruck (oder Satz) *y*.

Könnten wir vielleicht auf ähnlichem Wege noch zu weiteren bedeutungstheoretischen Begriffen vorstossen? Sehen wir zu, ob wir weitere Verwendungskontexte des – für sich genommen: verwirrenden – Verbuns ‚bedeuten‘ auf tun können, für deren Verständnis keine Festlegungen darüber nötig sind, was für eine Art von Ding „die“ Bedeutung eines Ausdrucks sein soll. Meiner Ansicht nach gibt es mindestens zwei weitere solcher Verwendungskontexte.

Erstens können wir den misslichen Rückgriff auf das Bedeutete selber vermeiden, indem wir es durch Quantifikation beseitigen:

(3a) *Es gibt* ein *y*, das vom Ausdruck *x* bedeutet wird,

oder etwas gefälliger:

(3b) Ausdruck (oder Satz) *x* hat Bedeutung (d.h. *x* ist *signifikant*).

Und in der Tat: Wenn ein linguistischer Bedeutungstheoretiker nicht einmal zwischen den erlaubten und den unsinnigen Ausdrücken der behandelten Objektsprache unterscheiden kann, dann hat er seine Aufgabe nicht vollständig erfüllt. Nun differenziert der Begriff der Signifikanz weniger fein als der Begriff der Synonymie. Wer bloss alle signifikanten Ausdrücke kennt, weiss viel weniger als der, der über all ihre Synonymie-Verhältnisse informiert ist. Umgekehrt führt eine Kenntnis *aller* Synonymie-Verhältnisse automatisch zur Kenntnis aller signifikanten Ausdrücke, denn *per definitionem* gilt folgender Zusammenhang:

D1: Ein Ausdruck *x* ist genau dann signifikant, wenn es einen Ausdruck *y* gibt, der mit *x* synonym ist.<sup>4</sup>

Und so ergibt sich, dass sich eine linguistische Bedeutungstheorie mit voll geklärtem Synonymiebegriff automatisch in eine linguistische Bedeutungstheorie mit zusätzlicher Auskunft über Signifikanz ausbauen lässt.

Die zweite der angekündigten beiden Möglichkeiten, das verwirrende Verb ‚bedeuten‘ einzubetten, tritt in folgendem Kontext zutage:

(4) Satz *x* ist wahr allein aufgrund der Bedeutung seiner Ausdrücke (d.h. *x* gilt *analytisch*).<sup>5</sup>

Und es klingt vernünftig, zu fordern, dass bei der bedeutungstheoretischen Charakterisierung irgendeiner Objektsprache auch Angaben darüber abfallen sollten, welchen objektsprachen Sätzen die Sprecher allein deshalb zustimmen müssen, weil es die Bedeutungen der darin vorkommenden Ausdrücke so gebieten.

Glücklicherweise sind alle Informationen über analytische Verhältnisse in der Objektsprache automatisch gegeben, wenn alle ihre Synonymie-Verhältnisse bekannt sind. Denn der Begriff des analytischen Satzes lässt sich auf den Begriff der Synonymie zurückführen:

D2: Ein Satz ist genau dann analytisch, wenn er synonym zu einem Selbstkonditional ist (cf. Quine [WO], 65).

<sup>4</sup> Man beachte, dass jeder signifikante Ausdruck *x* *eo ipso* mit sich selber synonym ist und dass unsinnige Ausdrücke nicht miteinander synonym sind, da sie gar nichts bedeuten (und nicht etwa das Nichts bedeuten).

<sup>5</sup> Genau wie im Fall des Signifikanz-Kontextes (3a) und (3b) könnte man sich auch unseren neuen Kontext durch beseitigende Quantifikation herleiten: Es gibt ein *y*, das der Satz *x* bedeutet und das den Satz *x* wahr macht.

Wir werden später auf diesen Zusammenhang zurückkommen. Einstweilen genügt es festzuhalten, dass eine wichtige und grundlegende Aufgabe linguistischer Bedeutungstheorien darin besteht, Ressourcen zu liefern, um die betrachtete Objektsprache mithilfe von Synonymierelationen zu charakterisieren. (Aus diesen Ressourcen ergeben sich dann per Definition D1 und D2 die nötigen Informationen über Signifikantes und Analytisches in der betrachteten Objektsprache). Es mag weitere Aufgaben für den linguistischen Bedeutungstheoretiker geben, die sich nicht in den Themen der Synonymie, Signifikanz und Analytizität erschöpfen; und das heisst, dass der philosophische Bedeutungstheoretiker im begrifflichen Teil seines Projektes vielleicht mehr tun muss, als nur den Synonymiebegriff zu klären (und alles weitere den Definitionen D1 und D2 zu überlassen). Aber es scheint nach allem Gesagten auf der Hand zu liegen, dass wir von einer *vollständigen* philosophischen Bedeutungstheorie u.a. erwarten sollten, über den Synonymiebegriff belehrt zu werden.

Nun hat sich in der Sprachphilosophie der vergangenen fünfzig Jahre die Weigerung durchgesetzt, den Synonymiebegriff zu erklären. Unter dem Eindruck mächtiger Argumente des kürzlich verstorbenen, grossen Philosophen W. V. O. Quine hat der Begriff der Synonymie (genau wie sein Zwillingsbruder: der Begriff des analytischen Satzes) den Anspruch auf wissenschaftliche Respektabilität eingebüsst. Der Begriff gilt in weiten sprachphilosophischen Kreisen als unsinnig.

Wäre der Begriff wirklich unsinnig, dann müssten die Karten der linguistischen Bedeutungstheoretiker neu gemischt werden. Wir müssten unsere bisherigen Anforderungen an die Resultate der linguistischen Bedeutungstheorie herunterschrauben und uns neue Aufgaben für Arabisten, Sinologen usw. ausdenken.

Zum Glück ist das nicht nötig. Ich möchte in diesem Aufsatz dafür plädieren, dass sich der Synonymiebegriff (genau wie sein Zwillingsbruder: der Begriff des analytischen Satzes) sehr wohl verständlich machen lässt. Das traditionelle Verständnis einer linguistischen Bedeutungstheorie, wie es z.B. Carnap vorschwebte (vergl. z.B. Carnap [MSiN]) und wie wir es auf den vergangenen Seiten umrissen haben, ist sinnvoll und hat alle Aussicht, erfolgreich bewältigt zu werden.

Natürlich kommen wir für die versprochene Rehabilitierung der Bedeutungstheorie im alten Stil nicht an Quines Bedeutungskepsis vorbei. Meiner Ansicht nach ist es an der Zeit, sich von Quines Bann zu lösen und die Angelegenheit neu zu durchdenken; wir sollten seine Herausforderung frontal annehmen. Meine Überlegungen verfolgen das ambitionierte Ziel, Quines Kritik *auf dem Boden seiner eigenen Voraussetzungen* zu entkräften.

Wenn ich richtig liege, dann hatte Quine bei seinem Angriff auf die traditionelle Bedeutungstheorie eine wichtige Einsicht, die wir ernst nehmen müssen und die meinem Aufsatz zu ihrem Titel verholfen hat: die *holistische* Einsicht der sogenannten Quine/Duhem-These.<sup>6</sup> Diese Einsicht besagt, dass die empirische Bestätigung und Entkräftung unserer Behauptungen über die Welt i.A. nicht einzeln, Satz für Satz, vonstatten geht, sondern auf der Ebene umfassenderer Mengen von Sätzen: auf der Ebene der Theorie (verstanden als Konjunktion hinreichend vieler einzelner Sätze).

Warum diese Einsicht dem traditionellen Bedeutungstheoretiker Stolpersteine in den Weg legt, dürfte offenkundig sein. Traditionellerweise möchte der Bedeutungstheoretiker den Gehalt *einzelner* Sätze der Objektsprache charakterisieren und sich dabei auf die empirischen Bedingungen stützen, die einen Sprecher dazu berechtigen, dem fraglichen Satz zuzustimmen (Verifikation) – oder ihn dazu verpflichten, den Satz preiszugeben (Falsifikation). Wenn nun aber Quines und Duhems Holismus zutrifft, wenn sich also der empirische Kontakt zwischen sprachlichen Einheiten und der Wirklichkeit nicht schon auf der Ebene des einzelnen Satzes abspielt, sondern erst auf der Ebene von Theorien (Satzmengen), dann scheint es keine Möglichkeit der bedeutungstheoretischen Charakterisierung des einzelnen Satzes zu geben.

Ich werde diesem Schnellschluss widersprechen. Zwar bleibt es in meinem Vorschlag bei der holistischen Einsicht, dass sich die meisten Sätze<sup>7</sup> nicht auf Beobachtungsvokabular reduzieren lassen und daher auch nicht einzeln anhand von Erfahrung überprüft werden können. Aber wie wir in den Abschnitten III und IV sehen werden, braucht uns diese Preisgabe des Reduktionismus (des zweiten Dogmas des Empirismus<sup>8</sup>) nicht von der bedeutungstheoretischen Charakterisierung einzelner Sätze abzuhalten. Auch auf dem holistischen Boden der Quine/Duhem-These kann man einerseits sinnvoll über Synonymie-Beziehungen zwischen einzelnen Sätzen reden (Abschnitt III) und andererseits einzelne analytische Sätze vom gehaltvollen Teil unserer Theorien abgrenzen (Abschnitt IV). Kurz, der traditionelle Bedeutungstheoretiker braucht sich von Quines holistischem Stolperstein nicht aus dem Tritt bringen zu lassen.

6 Siehe Duhem [ZSPT], 245–49, 266/7, 276, 290 und Quine [TDoE], 41/2; [WO], 64; [PoT], 13/4; [FMoE], 70/1. Wenn ich im folgenden von ‚Holismus‘, ‚holistisch‘ usw. spreche, dann soll das immer als Rückgriff auf die Quine/Duhem-These verstanden werden, nicht etwa als Verweis auf irgendwelche anderen holistischen Positionen.

7 Zumindest die meisten Sätze aus einer wissenschaftlichen Theorie, genauer: die Sätze mit theoretischen Termen.

8 Siehe Quine [TDoE], 20.

Bevor wir aber zu diesen konstruktiven Abschnitten meiner Überlegungen gelangen können, möchte ich im nächsten Abschnitt die Gefahr herausarbeiten, die dem Bedeutungstheoretiker droht, wenn er den holistischen Stolperstein ausser acht lässt. Meiner Ansicht nach bedroht diese Gefahr z.B. viele Anhänger einer Bedeutungstheorie à la Davidson. Wie wir sehen werden, könnte man versucht sein, aus Davidsons Ansatz Schlussfolgerungen über den Begriff der Synonymie zu ziehen – die dann genau an Quines holistischem Einspruch gegen den Reduktionismus scheitern werden. Sollte das richtig sein, wäre Davidsons Ansatz zwar noch nicht widerlegt. Denn vielleicht beansprucht dieser Ansatz keine Lösung des Synonymie-Problems. Aber dann stünde immerhin fest, dass wir von diesem Ansatz im Prinzip keine Lösung des Synonymie-Problems erwarten sollten und dass (falls sich das Synonymie-Problem anderweitig lösen lässt) Davidsons Bedeutungskonzeption zumindest unvollständig ist.

## 2 Davidson und Synonymie

Man kann Davidson so verstehen, dass es ihm nicht darum zu tun war, traditionelle Hausaufgaben der Bedeutungstheorie zu lösen (wie sie in unserer Einleitung angerissen worden sind). Dieser Sicht zufolge wollte Davidson gar nichts zur Klärung von Feststellungen wie (2) bis (4) beitragen, sondern stattdessen lediglich eine Theorie des Verstehens ins Gang setzen. Wenn es Davidson also *lediglich* auf Feststellungen wie

- (5) Person P kennt die Bedeutung des sprachlichen Ausdruckes x (P versteht x),

abgesehen haben sollte, dann werden zwar ihn selber meine folgenden Ausführungen nicht treffen. (Aus Platzgründen möchte ich mich nicht auch noch mit der Theorie des Verstehens auseinandersetzen). Aber auch in diesem Fall wäre das bevorstehende Ergebnis dieses Abschnittes von systematischem Interesse. Denn wir werden sehen, wie Quines Anti-Reduktionismus den naheliegenden Plan zunichte macht, aus Davidsons Ansatz *auch* etwas über Synonymie zu lernen. Ich werde zunächst diesen Plan ein Stückweit entfalten; dann werde ich auf den holistischen Stolperstein aufmerksam machen, an dem der Plan zugrunde geht.

Davidson hat behauptet, dass Fragen nach der Bedeutung von Sätzen mithilfe von Tarskis Konvention W beantwortet werden können, also mithilfe von Sätzen der Form:

- W: Satz S ist wahr gdw. p,

worin für den Schemabuchstaben S eine strukturelle Kennzeichnung eines objektsprachlichen Satzes einzusetzen ist und für p eine metasprachliche Behauptung (cf. Davidson [TM], 23). Wie aber informieren uns derartige W-Sätze über „Bedeutung“? Obwohl Davidson es nicht explizit sagt, dürfte seine These auf ein Postulat hinauslaufen, aus dem sich mithilfe eines W-Satzes ein Satz dieser Form ergibt:

- B: S bedeutet, dass p.

Wenn ein Davidsonianer diese Auffassung („W-Sätze informieren uns über die Bedeutung“) aufrecht erhalten wollte, müsste er also in erster Näherung ungefähr folgendes postulieren:

- P: Für alle objektsprachlichen Sätze S und alle Sachverhalte p:  
S bedeutet, dass p  
gdw.  
S ist wahr gdw. p.<sup>9</sup>

In dieser Form ist das Davidson-Postulat natürlich nicht haltbar, denn das Bikonditional rechter Hand wird z.B. in folgender Einsetzung wahr:

- (6) Der Satz ‚Schnee ist weiss‘ ist wahr gdw. im 18. Jahrhundert kein Mensch auf dem Mond gewesen ist.

Aus dem Davidson-Postulat P ergäbe sich dann das unplausible Resultat:

- (7) Der Satz ‚Schnee ist weiss‘ bedeutet, dass im 18. Jahrhundert kein Mensch auf dem Mond gewesen ist.

Der Davidsonianer könnte den Schaden zu beheben versuchen, indem er rechter Hand in P nicht bloss ein materiales Bikonditional verlangt, sondern einen gesetzesartigen Zusammenhang<sup>10</sup>:

- P': Für alle objektsprachlichen Sätze S und alle Sachverhalte p:  
S bedeutet, dass p  
gdw.  
es ist ein Naturgesetz, dass gilt: S ist wahr gdw. p.

9 Falls der tatsächliche Davidson uns *nur* über den Begriff des Verstehens aufklären möchte, könnte er natürlich ohne das Postulat P auskommen; in diesem Fall sollte man seinen Ansatz vielleicht nicht unbedingt als Vorschlag zur Bedeutungstheorie deklarieren. In meiner Redeweise wäre dann der tatsächliche Davidson kein Davidsonianer. (Diese Qualifikation werde ich im folgenden nicht wiederholen). – Da wir das Postulat P samt seiner Nachfolger sowieso verwerfen werden, brauchen wir hier keinen Gedanken darauf zu verwenden, dass die in P vorkommende Quantifikation über *Sachverhalten* p vielen Autoren philosophisch dubios vorkommt.

10 So ähnlich Davidson [iTT], xiv.

Aber auch dies genügt nicht. Denn

- (8) Es ist ein Naturgesetz, dass sich der Mond genau dann zwischen Sonne und Erde befindet, wenn der Satz ‚Es ist Sonnenfinsternis‘ wahr ist.

Und dennoch wäre es verfehlt zu behaupten:

- (9) Der Satz ‚Es ist Sonnenfinsternis‘ bedeutet, dass sich der Mond zwischen Sonne und Erde befindet,

wie wir behaupten müssten, wenn wir (8) und P' akzeptierten.<sup>11</sup>

Nicht jedes Naturgesetz also darf in P' zugelassen werden; astronomische Gesetzmässigkeiten beispielsweise sind auszuschliessen. Auf welche Gesetzmässigkeiten sollten wir uns bei der Reformulierung von P' zurückziehen? Die Antwort liegt auf der Hand: auf linguistische Gesetzmässigkeiten. Nehmen wir an, es sei T eine (rekursive) Wahrheitstheorie im Stil Tarskis, wie sie eine Linguistin unter den Bedingungen der radikalen Interpretation für die in Rede stehende Objektsprache aufgestellt hat. T wäre also eine Formulierung eines Naturgesetzes, das die sprachlichen Dispositionen einer Sprechergemeinschaft beschreibe. Das gesuchte Prinzip, das wir dem Davidsonianer in den Mund legen müssten, damit W-Sätze tatsächlich etwas über „Bedeutung“ sagen, lautete dann wie folgt:

P\*: Für alle objektsprachlichen Sätze S und alle Sachverhalte p:  
S bedeutet, dass p  
gdw.

T => S ist wahr gdw. p.

Gegen die Kinderkrankheiten, an denen seine Vorläufer litten, ist das Davidson-Postulat in dieser Formulierung immun. Damit ist aber noch nichts über seine Lebensfähigkeit ausgesagt. Da P\* etwas über „Bedeutung“ sagt, liegt es (im Lichte unserer Überlegungen aus der Einleitung) nahe, sich zu fragen, welche Konsequenzen das Davidson-Postulat für Bedeutungs-Gleichheit, also Synonymie, austrägt. Können wir aufgrund von P\* die Synonymie zweier Sätze feststellen, die auch im intuitiven Sinne synonym sind?

<sup>11</sup> Behauptung (9) wäre jedenfalls verfehlt, wenn der dort vorkommende Bedeutungs-begriff *bedeutungstheoretisch* verstanden wird (wie wir es die ganze Zeit über unterstellt haben). In anderen Verwendungsweisen von „Bedeutung“, die sich etwa in ‚Rauch bedeutet Feuer‘ oder ‚Schwüle Luft bedeutet Gewitter‘ zeigen, wäre (8) zwar ohne Makel; aber diese Verwendungen des Bedeutungs-begriff sind in unserem Zusammenhang uninteressant.

Unterstellen wir für unsere Diskussion folgende Definition der Synonymie:

D3: Für alle Sätze R und S: R ist synonym zu S gdw. es einen Sachverhalt p gibt, so dass gilt:  
R bedeutet, dass p, und S bedeutet, dass p.

Diese Definition liefert zusammen mit P\* erfreuliche Resultate, wenn wir z.B. für R und S ein und denselben Satz einsetzen, etwa: ‚Alle Löwen brüllen‘. Auch logisch äquivalente Sätze sind der Definition D3 und dem Davidson-Postulat P\* zufolge synonym.

Doch trotz dieser ermutigenden Anfangserfolge scheitert die ins Auge gefasste Konzeption der Synonymie schon an den simpelsten ausserlogischen Schulbeispielen für Synonymie. Z.B. scheitert sie an folgendem Satzpaar:

- (10) Kurt Schwitters reitet auf einem Schimmel in den Reichstag.  
(11) Kurt Schwitters reitet auf einem weissen Pferd in den Reichstag.

Intuitiv betrachtet, sollten die beiden Sätze synonym sein; laut Definition D3 und Postulat P\* sind sie es nicht. Das liegt daran, dass die in P\* geforderte Wahrheitstheorie T bloss folgende Klauseln enthält:

- (12) Das Prädikat ‚ist weiss‘ denotiert x gdw. x weiss ist;  
(13) Das Prädikat ‚ist Pferd‘ denotiert x gdw. x Pferd ist;  
(14) Das Prädikat ‚ist Schimmel‘ denotiert x gdw. x Schimmel ist;

aber nicht die Klausel:

- (15) Das Prädikat ‚ist Schimmel‘ denotiert x gdw. x weiss ist und Pferd ist.

Wenn wir also mithilfe der zweifellos vernünftigen Synonymie-Definition D3 erreichen wollen, dass (10) und (11) unseren Intuitionen entsprechend synonym herauskommen, müssen wir die in P\* herangezogene Wahrheitstheorie so zurechtbiegen, dass sie eine andere Gestalt annimmt als jene Wahrheitstheorie à la Tarski, die laut Davidson beim radikalen Interpretieren aufzustellen ist. Nennen wir die für unsere Zwecke zurechtgebogene Wahrheitstheorie T\*! Sie müsste, wo immer möglich, anstelle „trivialer“ Klauseln wie (12)–(14) „interessante“ Klauseln enthalten wie (15).

(Eine Klausel heisse „interessant“, wenn sie rechter Hand nicht denselben Begriff benutzt, dessen sprachliche Repräsentation sie linker Hand erwähnt.)

„Interessante“ Klauseln drücken aber Reduktionsbeziehungen aus; so wird etwa in (15) das Prädikat ‚ist Schimmel‘ auf die Prädikate ‚ist weiss‘

und ‚ist Pferd‘ reduziert. Wir können also festhalten: In dem Masse, in dem T\* anstelle trivialer Klauseln interessante Reduktionsformeln enthält, in dem Masse bekommen wir aus D3 und dem Davidson-Postulat Synonymie-Resultate, die über Synonymie aus bloss logischen Gründen hinausgehen.

Nun besagt Quines holistische These: In weiten Bereichen unserer Sprache (insbesondere in den Bereichen, die theoretische Terme enthalten) ist der Reduktionismus unhaltbar. (Die Quine/Duhem-These wurde von Quine genau in Opposition zum zweiten – reduktionistischen – Dogma des Empirismus gesetzt, siehe [TDoE], 20, 42–44). Wenn Quine hierin richtig liegt, haben wir zu folgern, dass Davidsons Konzeption der Bedeutung (oder besser: die Bedeutungs-Konzeption, die wir aus Davidson herausdestilliert haben) genau in diesen theoretischen Bereichen der Objektsprache keine brauchbare Synonymie-Definition zulässt. Kurz: Der Holismus verbietet die Formulierung einer Wahrheitstheorie, die reduktionistisch genug ist, um über P\* und D3 hinreichend viele Synonymien zu liefern.<sup>12</sup>

Soweit eine Art Fallstudie, aus der meiner Ansicht nach ein neuer Grund für Quines Behauptung hervortritt, dass das zweite Dogma des

12 Für diese Überlegung brauche ich nicht vorauszusetzen, dass sich eine strikte Grenze zwischen dem theoretischen und dem Beobachtungsvokabular einer Sprache ziehen lässt. Laut Quine (dem ich mich hierin anschliesse) sollte man sich den Kontrast zwischen Theorie und Beobachtung anhand einer Skala veranschaulichen, die verschiedene Grade an Beobachtungsnähe zulässt ([WO], 40–42; [PoT], 3). Und Quines Holismus verbietet dann interessante Reduktionen beobachtungsferner (eher theoriebelasteter) Sätze; so kommt es, dass in Davidsons Ansatz kein Platz für aufschlussreiche Synonymie-Behauptungen z.B. über Elektronen vorgesehen ist. (Schlimmer noch, je mehr Sätze die Anhänger Davidsons und Quines als theoriebelastet ausgeben, desto weiter breitet sich die Ausstrahlungskraft dieser Schwierigkeit aus, desto weniger Aufschlüsse über Synonymien bietet Davidsons Ansatz).

Man könnte Quines Holismus auch anders als eben vorgeführt gegen die Hoffnungen auf Synonymie unter Davidsons Bedeutungskonzeption ausspielen: Statt zu sagen, dass der Holismus keine einzige für Synonymiezwecke geeignete Wahrheitstheorie erlaubt, kann man behaupten, er erlaube *zu viele ungeeignete* Wahrheitstheorien. Dies ist eine Folgerung aus Quines These von der Übersetzungsunbestimmtheit in ihrer radikalen Variante (die nämlich nicht bloss zu *divergierenden* Übersetzungen ein und desselben objektsprachlichen Satzes führt, sondern sogar zu *inkompatiblen* Übersetzungen des Satzes – vergl. Quine [PoT], 47–49). In dieser radikalen Version ergibt sich die Übersetzungsunbestimmtheit ihrerseits aus der Quine/Duhem-These. Und die Inkompatibilität mehrerer, gleich gut mit den Sprecherdispositionen vereinbarter Wahrheitstheorien (Interpretationsmanuale) verbaut uns deshalb den Weg über P\* und D3 zur Synonymie, weil je nach unterstellter Wahrheitstheorie T ein und dasselbe Satzpaar mal synonym herauskäme, mal nichtsynonym. – Wie die beiden Weisen, den Holismus à la Quine/Duhem gegen Synonymie à la Davidson auszuspielen, miteinander zusammenhängen, kann ich hier nicht erörtern.

Empirismus (Reduktionismus) mit dem ersten Dogma (Synonymie und Analytizität) am Ende zusammenfällt.<sup>13</sup> Da dies aber nur ein *Beispiel* für eine Bedeutungskonzeption war, unter der Quines Holismus die Einführung einer Synonymierelation verbietet, fragt sich: Kann man – gegeben eine andere Bedeutungskonzeption als die Davidsons – trotz Holismus nicht doch eine haltbare Synonymierelation etablieren?

### 3 Wie sich Synonymie retten lässt

Eine positive Antwort auf die Schlussfrage des vorigen Abschnittes lässt sich ironischerweise im Rahmen von Bedeutungskonzeptionen geben, die lange vor Davidson populär und durch Quines und Davidsons Einfluss aus der Mode gekommen waren; nämlich durch geschickten Ausbau der traditionellen verifikationalistischen und falsifikationalistischen Bedeutungstheorie: Verifikationalisten bzw. Falsifikationalistischen lenken unsere bedeutungstheoretische Aufmerksamkeit entweder auf (*innere*) *Erfahrungen* oder auf (*äussere*) *Bedingungen*, die zum Erweis bzw. zur Widerlegung eines Satzes führen (oder aber auf die *Methode* zur Feststellung des Wahrheitswertes des Satzes). Auf diese feinen Unterschiede wird es im folgenden nicht ankommen. Mein Vorschlag wird ganz unabhängig davon funktionieren, welche genaue Fassung der empiristischen Bedeutungstheorie man zugrunde legen möchte. Selbst wenn man Quines behavioristisches Surrogat der empiristischen Bedeutungstheorie zugrunde legt, wird sich mein Vorschlag verteidigen lassen.<sup>14</sup>

13 „The two dogmas are, indeed, at root identical“ (Quine [TDoE], 41).

14 Einem behavioristisch gesonnenen Sprachphilosophen wie Quine sind (*innere*) *Erfahrungen* zu phänomenalistisch; (*äussere*) *Behauptbarkeitsbedingungen* erfüllen sich dagegen für seinen Geschmack zu weit vom Sprecher entfernt (und wie sich *Methoden* identifizieren lassen sollen, ist dem Stimulus-Semantiker ebenfalls unklar). An die Stelle von Erfahrungen, Behauptbarkeitsbedingungen und Methoden setzt der Stimulus-Semantiker *Reizmusterfolgen* an den „Aussenflächen des Sprechers“ (cf. Quine [WO], 31/2); diese Reizmusterfolgen verleihen Quines Semantik einen Ruch von extremem Behaviorismus. Ich habe anderswo ausgeführt, wie sich unsere durchzuspielenden sprachphilosophischen Überlegungen ohne argumentativen Verlust von der nicht-behavioristischen Redeweise in Quines Redeweise des extremen Behaviorismus übertragen lassen (Müller [fWfW]). Ich würde Quine im folgenden enger auf den Fersen bleiben, wenn ich mich (zum Zwecke des Arguments) an seine behavioristische Redeweise anpassen würde. Ich habe mich gegen diesen Weg entschieden, weil die meisten Sprachphilosophen der Gegenwart so grosse Bedenken gegen Quines Behaviorismus hegen, dass die systematische Anziehungskraft meiner Überlegungen sehr darunter litte, wenn ich sie in das behavioristische Vokabular Quines einkleidete. Dass ich nun aber von Quines Redeweise abweichen werde, erschwert den Bezug auf all seine Schriften seit seiner Hinwendung zum Behaviorismus (also auf all seine Schriften, die nach *From a logical point*

Alle denkbaren Sinneserfahrungen eines Sprechers lassen sich für jeden Satz aus seinem Idiolekt in drei Klassen einteilen: eine Erfahrung kann (i) so beschaffen sein, dass ihr Erlebnis den Sprecher dazu berechtigen würde, dem Satze zuzustimmen; oder (ii) so beschaffen, dass ihr Erlebnis die Ablehnung des Satzes erzwingen würde; oder schliesslich (iii) so beschaffen, dass ihr Erlebnis dem Sprecher keinen Aufschluss für die Bewertung des fraglichen Satzes bietet.

Es ist klar, dass diese Dreiteilung der möglichen Sinneserfahrungen zusammen mit dem jeweils fragten Satz variiert; die Dreiteilung hängt vom Gebrauch des Satzes in der Objektsprache ab; sie besagt etwas (wenn auch vielleicht nicht genug) über die *Bedeutung* des in Rede stehenden Satzes.

Diese intuitive Überlegung reisst uns dazu hin, ähnlich wie Quine die ersten Begriffe der Erfahrungs-Semantik einzuführen. Die *affirmative Erfahrungsbedeutung* eines Satzes S ist die Klasse aller Sinneserfahrungen, deren Erlebnis den Sprecher zur Zustimmung zu S berechtigen würde.<sup>15</sup> Die *negative Erfahrungsbedeutung* von S umfasst alle Sinneserfahrungen, deren Erlebnis den Sprecher zum Widerspruch gegen S verpflichten würde (vergl. Quine [WO], 32). Und wenn wir diese beiden Klassen zu einem (geordneten) Paar vermählen, dann heisst das Ergebnis dieser Heirat schlicht *die Erfahrungsbedeutung* des Satzes (vergl. Quine [WO], 33). *Irrelevant* für den Satz heissen all diejenigen Sinneserfahrungen, die nicht in seiner Erfahrungsbedeutung vorkommen (deren Erlebnis also weder zur Zustimmung noch zur Ablehnung des Satzes verpflichten würde, vergl. Quine [WO], 36).

Genau wie vorhin bei der Diskussion der Bedeutungskonzeption Davidsons können wir nun fragen: Erlaubt uns der soeben eingeführte Begriff der Erfahrungsbedeutung, einen Synonymiebegriff einzuführen, der unseren synonymischen Intuitionen hinreichend nahe kommt? – Nein und ja. Nein, so lautet die Antwort dann, wenn wir uns ohne weiteren Aufwand zurücklehnen und zwei Sätze schon als im intuitiven Sinne synonym verkaufen wollen, wenn nur ihre Erfahrungsbedeutungen identisch sind (wenn sie also, in leichter Abweichung von Quines Terminologie, *erfahrungssynonym* sind – Quine [WO], 46). Wie sich sogleich erweisen

*of view* ([fLPo]) erschienen sind). Um Platz zu sparen, werde ich Quines behavioristische Redeweise jedesmal ohne eigenen Kommentar in unsere nicht-behavioristische Redeweise übertragen und in meinen Verweisen einfach nur den behavioristischen Originalbeleg bei Quine anführen, der dann natürlich dem Wortlaut nach anders aussehen wird als meine Rekonstruktion.

<sup>15</sup> Vergl. Quine [WO], 32. Zum Eingewöhnen: Im Lichte der letzten Fussnote sollte dem Leser klar sein, dass bei Quine natürlich kein Begriff der affirmativen *Erfahrungsbedeutung* definiert wird, sondern nur dessen behavioristisches Gegenstück namens *Reizbedeutung*. (Ich werde derartige Hinweise von nun an nicht mehr geben).

wird, ist abermals der Holismus Quines für die Enttäuschung unserer vorschnellen Hoffnungen auf Synonymie verantwortlich. Doch da ich schon zu Beginn einen guten Ausgang des Stücks versprochen hatte, werde ich nach diesem retardierenden Moment eine positive Antwort auf die Frage nach der Synonymie wagen: eine Antwort, die sowohl unseren Intuitionen als auch dem Holismus Quines Rechnung trägt. Doch zuerst zur angedrohten holistischen Enttäuschung vorschneller Hoffnungen!

Die weissen Pferde, auf denen vorhin eine Synonymie-Konzeption à la Davidson in die Sackgasse geritten war, schaden der Konzeption der Erfahrungssynonymie noch nicht. Denn natürlich verpflichten alle Sinneserfahrungen, deren Erlebnis den Sprecher zur Zustimmung [zum Widerspruch] zu

(10) Kurt Schwitters reitet auf einem Schimmel in den Reichstag,

verpflichten würde, den Sprecher ebenfalls dazu, folgendem Satz zuzustimmen [zu widersprechen]:

(11) Kurt Schwitters reitet auf einem weissen Pferd in den Reichstag.

Die Sätze (10) und (11) sind also erfahrungssynonym – ganz wie gewünscht. Doch dieses Beispiel wäre auch für Davidson noch nicht tödlich ausgegangen, denn Schimmel lassen sich (trotz Holismus) auf weisse Pferde reduzieren. (Deswegen waren wir Davidson zuliebe auf die zurechtgebogene Wahrheitstheorie T\* ausgewichen). Den Todesstoss hatte der Holismus Quines einer Synonymie-Konzeption im Stile Davidsons angesichts jener Teile der Sprache versetzt, in denen die nötigen Reduktionen nicht durchgeführt werden können. Und sie können laut Quine und Duhem dort nicht durchgeführt werden, wo theoretische Sätze ins Spiel kommen, also solche Sätze, die sich nicht isoliert auf direkt Beobachtbares beziehen, da sie eher im Innern einer Theorie durch das Zusammenwirken mit anderen Sätzen etwas über die Welt besagen.

Wenn wir nun unser Argument gegen Davidson statt auf Pferdesätze auf ein analoges Satzpaar aus der theoretischen Sprache anwenden, dann dürfen wir erwarten, dass im intuitiven Sinn synonyme Sätze wieder nicht synonym im Sinne Davidsons herauskommen (und diesmal irreparabel). Im Lichte des Holismus Quines liefert uns Davidsons Synonymie-Konzeption also *zuwenig* Paare synonyme theoretischer Sätze.

Im Gegensatz hierzu sorgt der Holismus für ein Übermass an *Erfahrungssynonymien* zwischen theoretischen Sätzen: *Alle* Sätze einer Theorie, die hinreichend weit von Beobachtungen entfernt sind, sind laut Holismus erfahrungssynonym. Denn da sich solche Sätze nicht isoliert testen lassen, können wir keine Sinneserfahrungen finden, deren Erlebnis einen



Sprecher zur Zustimmung oder Ablehnung eines solchen isolierten theoretischen Satzes *verpflichtet* würde. Jede mögliche Sinneserfahrung ist somit irrelevant für jeden solchen theoretischen Satz; und also sind all diese Sätze erfahrungssynonym. (Ihre affirmative bzw. negative Erfahrungsbedeutung ist stets dieselbe leere Menge).

Folgender Zweifel an dieser Konklusion drängt sich auf: Wenn überhaupt kein Satz der Theorie durch Erfahrungen bestätigt oder widerlegt werden kann – wie kann die Theorie dann von der Welt handeln und empirisch überprüfbar sein? Hängt nicht eine jede Theorie, deren Sätze nicht mit der Realität konfrontiert werden können, genauso nutzlos in der Luft herum wie unartikulierter Lärm?

Zum Glück nicht; bislang hatten wir nur die negative Seite des Holismus im Blick, das ist die Behauptung, dass sich isolierte theoretische Sätze nicht empirisch testen lassen. (Mit dieser Behauptung verneinen wir das zweite Dogma des Empirismus, nämlich die reduktionistische These, alle theoretischen Sätze liessen sich auf Beobachtungssätze reduzieren und also empirisch testen). Aber Quines Holismus zwingt uns nicht, den Empirismus aufzugeben. Gerade Quine ist Empirist *par excellence*, wenn auch ein holistisch geläuterter Empirist. Quines empiristische Haltung zeigt sich in der positiven Seite seines Holismus: wenn wir mehrere theoretische Sätze zu einem Ganzen verschweissen (bis nämlich „kritische semantische Masse“ erreicht ist – Quine [PoT], 17), dann können wir das Resultat sehr wohl empirisch überprüfen. Kurzum, der Holismus behauptet, dass es ganze Theorien (oder jedenfalls hinreichend grosse Theoriestücke), und nicht einzelne Sätze sind, die wir empirisch testen können.

Es ist an der Zeit für ein Beispiel. Nehmen wir an, ein Teil unserer physikalischen Theorie implizierte (zusammen mit gewissen Anfangsbedingungen) den folgenden theoretischen Satz:

(16) Durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron.

Da Elektronen viel zu klein sind, als dass sie mit blossem Auge als Elektronen erkannt werden könnten, haben wir hier einen theoretischen Satz mit leerer Erfahrungsbedeutung. Unsere Zustimmung oder Ablehnung dieses Satzes ist (wenn überhaupt) theoretisch begründet; sie wird nicht durch irgendwelche Beobachtungen oder Sinneserfahrungen erzwungen. Keine denkbare Sinneserfahrung ist relevant für (16). Genauso leer ist die Erfahrungsbedeutung des folgenden Satzes, der sich aus einem anderen Teilstück unserer physikalischen Theorie ergibt:

(17) Durch Nebelkammern sausende Elektronen erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse.

Isoliert vom Rest unserer Theorie lässt sich dieser Satz nicht empirisch widerlegen, weil wir ohne die Brille einer Theorie (sozusagen mit blossem Auge) nicht imstande sind, Elektronen zu identifizieren. Wir brauchen komplizierte technische Geräte, um Elektronen „sichtbar“ zu machen; und diese angebliche Sichtbarkeit der Elektronen beruht auf theoretischen Voraussetzungen über die fraglichen Geräte und lässt sich nicht unabhängig von diesen Theorien einlösen.<sup>16</sup>

Damit hat sich die Drohung des Holismus bewahrheitet: (16) und (17) lassen sich isoliert nicht empirisch testen; beide Sätze sind erfahrungssynonym.

Gehen wir nun zur holistischen Verheissung über, also zur Testbarkeit einer Theorie im Ganzen. Wie es sich trifft, können wir bereits die Konjunktion aus (16) und (17) empirisch widerlegen. Schon eine einzige kondensstreifenfreie Nebelkammer widerlegt den Satz:

(18) Durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron, und durch Nebelkammern sausende Elektronen erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse.

Kondensstreifenfreie Nebelkammer-Sinneserfahrungen gehören zur negativen Erfahrungsbedeutung der Konjunktion, obwohl sie für jedes Konjunktionsglied einzeln irrelevant gewesen wären.

*Wie ist das möglich?* mag man fragen. Wenn wir die Konjunktion *aufgrund* widerspenstiger Sinneserfahrungen zurückweisen müssen – müssen wir dann nicht aufgrund derselben Sinneserfahrung eines ihrer Glieder verwerfen? Nein. Zwar dürfen wir nicht beiden Konjunktionsgliedern weiter zustimmen, wenn wir die Konjunktion als Ganzes verwerfen. Aber *welchen* der Teilsätze wir beibehalten und welchen wir aussondern, hängt nicht allein von widerspenstigen Daten kondensstreifenfreier Nebelkammern ab, sondern auch von unseren theoretischen Vormeinungen, von Erwägungen der Eleganz, Ökonomie usw. Es ist nicht die Empirie, die

16 Im Gegensatz hierzu können wir den Satz ‚Düsenflugzeuge erzeugen sichtbare Kondensstreifen‘, deshalb empirisch überprüfen, weil wir Düsenflugzeuge unabhängig von Theorien sehen und leider auch hören können. Da der Begriff der Beobachtungsnähe graduell gefasst werden sollte (s.o. Fussnote 12), da also auch Sätze über Düsenflugzeuge nicht *komplett* theoriefrei verstanden werden können, müsste ich meinen Punkt genau genommen so formulieren: Sätze über Düsenflugzeuge sind *beobachtungsnäher* als Sätze über Elektronen. Warum? Weil Düsenflugzeuge grösser sind als die verschwindend kleinen Elektronen und daher ohne grösseren technisch-theoretischen Aufwand identifiziert werden können.

uns eine eindeutige Entscheidung über jeden einzelnen Satz aufzwingt: so sagt die Quine/Duhem-These.<sup>17</sup>

Warum das Ganze (nämlich eine Theorie) empirisch mehr wert ist als die Summe seiner Teile (nämlich der einzelnen theoretischen Sätze), möchte ich nun anhand von Ramseys Verfahren zur Elimination der theoretischen Terme deutlich machen. Dies Verfahren wird seinem genialen Erfinder zu Ehren *Ramsifikation* genannt und funktioniert folgendermassen: Man ersetze alle theoretischen Terme eines Satzes durch syntaktisch geeignete Variable und binde diese vermöge hinreichend vieler Existenzquantoren (mit weitestmöglichem *Scopus*). Es lässt sich beweisen, dass jeder theoretische Satz genau dieselben Beobachtungssätze impliziert wie seine Ramsifikation („Ramseys Theorem“).<sup>18</sup>

Machen wir uns dies an unserem Beispiel klar! Wir eliminieren in (16) und (17) die natürliche Art der Elektronen, indem wir jedesmal die Existenz einer Klasse E fordern, für die gilt, was zuvor von Elektronen hatte behauptet werden sollen:

(16\*) Es gibt eine Klasse E, für die gilt:

Es saust soeben ein  $x \in E$  durch diese Nebelkammer.  
[ = rams (16)].

(17\*) Es gibt eine Klasse E, für die gilt:

Alle durch Nebelkammern sausende  $x \in E$  erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse.  
[ = rams (17)].

Logisch betrachtet, sind die Ramsifikationen (16\*) bzw. (17\*) schwächer als ihre Vorläufer (16) bzw. (17). (Denn die Ramsifikationen folgen aus ihren Vorläufern, ohne sie umgekehrt zu implizieren). Vom Standpunkt der Falsifikation betrachtet, sind die Ramsifikationen dagegen empirisch genauso stark wie ihre Vorläufer: Ramseys Theorem zufolge implizieren sie genau dieselben Beobachtungssätze wie ihre Vorläufer; sie werden also von denselben Beobachtungen widerlegt wie diese, nämlich von überhaupt keinen Beobachtungen. Für (16) und (17) hatten wir uns dies schon klar gemacht. Für ihre Ramsifikationen (16\*) und (17\*) ist es noch leichter ein-

zusehen. Beginnen wir mit (17\*). Dieser Satz ist deshalb nicht empirisch widerlegbar, weil es trivialerweise stets eine Klasse E mit der in (17\*) geforderten Eigenschaft gibt, nämlich die leere Menge: *Jedes*  $x \in \{ \}$  produziert Kondensstreifen. Auch (16\*) lässt sich nicht empirisch widerlegen. Da die Nebelkammer nicht leer ist, können wir uns aus ihrem Inhalt irgendeine künstliche Entität (als mereologische Summe raumzeitlich benachbarter Nebelportionen) herdefinieren, die in der Tat so schnell ihren Ort wechselt, dass mit Fug und Recht von einem Sausen die Rede sein kann.

Die Ramsifikationen (16\*) bzw. (17\*) lassen sich also einzeln dadurch bewahrheiten, dass wir von Fall zu Fall geeignete Klassen E herausgreifen, ohne hierbei dazu gezwungen zu sein, jedesmal *dieselbe* Klasse zu wählen. Diese Wahlfreiheit verlieren wir auf einen Schlag, wenn wir die *Konjunktion* aus (16) und (17) ramsifizieren:

(18\*) Es gibt eine Klasse E, für die gilt:

- (i) es saust soeben ein  $x \in E$  durch diese Nebelkammer, und
  - (ii) alle durch Nebelkammern sausende  $x \in E$  erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse.
- [ = rams (18)].

Welche Klasse auch immer wir für E wählen: Stets impliziert dieser Satz die Anwesenheit augenfälliger Kondensstreifen und wird somit durch kondensstreifenfreie Sinneserfahrung widerlegt. Und genau dies war nach Ramseys Theorem zu erwarten, denn auch die nichtramsifizierte Konjunktion (18) wird durch kondensstreifenfreie Sinneserfahrung widerlegt.<sup>19</sup>

Damit liegt der tiefere Grund dafür, dass Sinneserfahrungen für eine Konjunktion (negativ) relevant werden können, ohne für eins (oder beide) der Konjunktionglieder einzeln relevant zu sein, in einem altbekannten Faktum aus der Prädikatenlogik: Die Existenzbehauptung über zwei Konjunktiongliedern ist logisch stärker (und lässt sich also empirisch leichter widerlegen) als die Konjunktion der einzelnen Existenzbehauptungen. Genau darum ist das Ganze empirisch mehr wert als die Summe seiner Teile.

Alles dies kann Quine gelassen zugeben, denn es zieht – wie wir gesehen haben – den holistischen Ruin der Erfahrungssynonymie nach sich.<sup>20</sup>

17 „The significant trait of other sentences [i. e., the theoretical sentences – O.M.] is that experience is relevant to them largely in indirect ways, through the mediation of associated sentences. Alternatives emerge: experiences call for changing a theory, but do not indicate just where and how.“ ([WO], 64).

18 Eine sehr ausführliche, elementare Diskussion der Ramsifizierung gibt Stegmüller [TE], 400–39; der Beweis des Theorems Ramseys findet sich dort auf den pp. 409–11. (Vergl. auch Ramseys klassischen Aufsatz [T]).

19 Ramseys Theorem lässt sich wie folgt auf einen Nenner bringen: Beim Ramsifizieren verwandeln wir jeden Satz mit theoretischen Termen, die wir empirisch nicht deuten können, in einen Satz mit gebundenen *Variablen*, die wir empirisch nicht zu deuten brauchen.

20 Ich habe anderswo genauer ausgeführt, inwiefern der Holismus dagegen spricht, unseren intuitiven Synonymiebegriff mit Quines Begriff der Reizsynonymie gleichzusetzen, siehe [SA], §8.2–§8.9.

Aber ich hatte einen guten Ausgang des Stücks versprochen. Wir brauchen einen engeren Begriff als den der Erfahrungssynonymie. Wenn Sätze wie (16) und (17) zwar, isoliert betrachtet, erfahrungsbedeutungslos sind (wenn es also keine für sie relevanten Sinneserfahrungen gibt), wenn solche Sätze aber im Kontext längerer Konjunktionen sehr wohl interessante Erfahrungsbedeutungen tragen, dann können wir jedenfalls erst einmal folgenden *kontextrelativen* Synonymiebegriff einführen:

D4: Zwei Sätze S1 und S2 sind *relativ zum Kontext T* genau dann *synonym*, wenn die Konjunktion (S1 & T) erfahrungssynonym ist zur Konjunktion (S2 & T).

Je nach Kontext T bekommen wir dann engere oder weniger enge Beziehungen zwischen den zu testenden Sätzen S1 und S2, also z.B. zwischen (16) und (17). Nehmen wir z.B. den Kontext

(19)  $2 + 2 = 4$ .

Natürlich bleiben die beiden Konjunktionen

(20) Durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron, und  $2 + 2 = 4$ ;

(21) Durch Nebelkammern sausende Elektronen erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse, und  $2 + 2 = 4$ ;

so erfahrungsbedeutungslos wie ihre physikalischen Subklauseln (16) bzw. (17) alleine. D.h. relativ zu unserer arithmetischen Trivialität sind (16) und (17) immer noch synonym.

Aber das Manöver der Einbettung ist nicht für jeden denkbaren Kontext überflüssig. Versuchen wir es beispielsweise für T mit einem der beiden zu testenden Sätze selber, etwa mit (16). Auf Erfahrungssynonymie zu überprüfen wären dann diese beiden Konjunktionen:

(22) Durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron, und durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron. [= (16) & (16)].

(23) Durch Nebelkammern sausende Elektronen erzeugen Kondensstreifen sichtbarer Grösse, und durch diese Nebelkammer saust soeben ein Elektron. [= (17) & (16)].

Die erste dieser Konjunktionen ist erfahrungsbedeutungslos, denn ob ich ein und denselben erfahrungsbedeutungslosen Satz einmal hinschreibe oder zweifach, ändert am Beobachtungsgehalt und also an seiner Erfahrungsbedeutung nichts.

Die zweite Konjunktion hingegen hat kondensstreifenfreie Nebelkammer-Sinneserfahrungen in ihrer negativen Erfahrungsbedeutung. Mithin

kann sie nicht erfahrungssynonym zur ersten Konjunktion sein. Relativ zu (16) sind die Sätze (16) und (17) *nicht* synonym.

Nun hatten wir keinen Synonymiebegriff haben wollen, der sich je nach vorgelegtem Kontext mal im Einklang mit unseren Intuitionen, mal gegen die Intuitionen verhält. Wir waren auf einen absoluten, kontextfreien Synonymiebegriff aus. Doch zum Glück lässt sich die missliche Relativierung auf Kontexte leicht beheben. Wir relativieren einfach auf *jeden* denkbaren Kontext:

D5: Zwei Sätze S1 und S2 sind genau dann *synonym*, wenn sie relativ zu jedem Kontext T synonym sind, d.h. wenn für alle Sätze T gilt: Die Konjunktion (S1 & T) ist erfahrungssynonym zur Konjunktion (S2 & T).

Ironischerweise hat Quine höchstpersönlich eine solche Definition erwoogen und sogleich verworfen, ohne allzu lange zu fackeln:

But this is [...] readily seen not to provide a tighter relation [than stimulus synonymy - O.M.] (Quine [WO], 65).

Doch hier irrt der Philosoph: Die Sätze (16) und (17) sind, wie wir gesehen haben, erfahrungssynonym, aber nicht synonym im Sinne unserer Definition (da sie ja nicht relativ zu *jedem* Kontext synonym sind). Anders als Quine gemeint hat, zieht unser Synonymiekriterium eine engere Schlinge als die Erfahrungssynonymie, und es zieht die Schlinge gerade dort zu, wo Quines Holismus gewissen theoretischen Satzpaaren ein allzu lockeres erfahrungssynonymes Treiben hatte durchgehen lassen.

Die erste konstruktive These meines Aufsatzes wäre damit also begründet: Anders als Quine gemeint hat, hängen die beiden „Dogmen“ des Empirismus nicht so eng zusammen, dass uns die Preisgabe des zweiten Dogmas – also die Aufgabe des Reduktionismus zugunsten eines Holismus – auch dazu zwingt, das sogenannte erste Dogma aufzugeben, nämlich den Glauben an eine sinnvolle Synonymierelation. Es ist uns gelungen, die Erfahrungssynonymie durch einen engeren Synonymiebegriff zu ersetzen, dem die holistischen Einsichten Quines nichts anhaben können.

Hauptsächlich aus technischen und ästhetischen Gründen werden wir nun aber die Schlinge der Synonymie noch enger zuziehen. Vor seiner wortkargen und übereilten Zurückweisung unserer Definition nämlich hatte Quine genauso wortkarg und übereilt eine Synonymiedefinition verworfen, in der die zu testenden Sätze nicht in *Konjunktionen* eingebettet werden, sondern in *Konditionale*:

D6: Zwei Sätze S1 und S2 sind genau dann *synonym*, wenn für alle Sätze T gilt: Das Konditional ( $T \rightarrow S1$ ) ist erfahrungssynonym zum Konditional ( $T \rightarrow S2$ ).<sup>21</sup>

Auch diese Definition bietet einen engeren Begriff als den der Erfahrungssynonymie; doch ist sie unserer Definition D5 nicht äquivalent.<sup>22</sup> Nun hätte es einen verdächtigen Ruch philosophischer Beliebigkeit, wollten wir uns ohne jeden Grund gerade für eine der beiden Formulierungen entscheiden. Suchen wir lieber die hinter ihnen liegende Gemeinsamkeit!

Beide Definitionen verlangen von synonymen Sätzen, dass sie sich wechselseitig in gewissen aussagenlogisch geformten Kontexten ersetzen lassen, ohne dass sich die Erfahrungssynonymien der resultierenden Komplexe ändern. Die aussagenlogischen Kontexte werden in der einen Formulierung durch *Konjunktionen*, in der anderen Formulierung durch *Konditionale* gebildet. Warum sollten wir nicht *beliebige* aussagenlogische Einbettungen betrachten? Synonymie wäre dann Ersetzbarkeit *salva Erfahrungs-Synonymia* in beliebigen aussagenlogischen Kontexten:

D7: Sei K[p] ein aussagenlogischer Kontext mit Vorkommnissen der Satzvariablen p; sei S irgendein Satz; sei K[p/S] derjenige Satz, den man aus K[p] erhält, wenn man alle Vorkommnisse der Variablen p durch den Satz S ersetzt. Dann heißen zwei Sätze S1

21 Siehe [WO], 64. Quines wortkarge und übereilte Ablehnung seines parallelen, behavioristischen (siehe oben Fussnoten 14, 15) Definitionsvorschlags hört sich dort so an: „But now it is apparent that the definition fails to provide a tighter relation between S1 and S2 than stimulus synonymy. For, if S1 and S2 are stimulus-synonymous than [sic] *a fortiori* the conditionals are too.“ ([WO], 64, Quines Kursivdruck). Dass Quine sich auch hier irrt, kann man sich anhand des Beispiels in der nächsten Fussnote klar machen.

22 Dieser Synonymiebegriff ist (entgegen Quine, siehe vorige Fussnote) enger als der Begriff der Erfahrungssynonymie, da laut D6 die erfahrungssynonymen Negationen von (16) und (17) nicht synonym sind. (Um dies zu sehen, wähle man für T (16), für S1  $\neg(16)$  und für S2  $\neg(17)$ ).

Diese Negationen können wir mithilfe von D5 bedeutungstheoretisch nicht voneinander unterscheiden; umgekehrt nützt uns D6 nichts zur Unterscheidung der ursprünglichen Sätze (16) und (17). Mithin sind D5 und D6 nicht extensional äquivalent.

Der entscheidende Nachteil beider Definitionen besteht also darin, dass die von ihnen gegebenen Synonymien nicht die parallele Anwendung aussagenlogischer Operationen (wie der Negation) überstehen. Kurz, die Wahrheitsfunktionalität geht verloren. Unserer endgültigen Definition D7 wird dieser Nachteil nicht zukommen (vergl. übernächste Fussnote). Dies ist der im Text angekündigte *technische* Grund für den Übergang von D5 bzw. D6 zu D7.

und S2 genau dann *synonym*, wenn für alle Kontexte K[p] gilt: K[p/S1] ist erfahrungssynonym zu K[p/S2].<sup>23</sup>

Da dieser Synonymiebegriff die Schlinge noch enger als seine von Quine wortkarg und übereilt verworfenen Vorgänger zuzieht, ist dieser Begriff erst recht vor Quines holistischer Kritik sicher.<sup>24</sup>

#### 4 Ein nicht-zirkulärer Rettungsring für Analytizität

Bislang haben wir das von Quine so genannte „erste Dogma des Empirismus“ bloss zur Hälfte gegen den Vorwurf verteidigt, es lasse sich nicht mit der holistischen Quine/Duhem-These vereinbaren. Wir haben nämlich nur den intuitiven *Synonymiebegriff* aus der Schusslinie der holistischen Artillerie gerettet. Quine, der Dogmenjäger, hatte aber nicht nur den Begriff der Synonymie attackiert, sondern auch die Unterscheidung zwischen Analytischem und Synthetischem. Können wir die analytischen Sätze nun gleichfalls vor dem Angriff der Holisten schützen?

Der sonst so gestrenge Quine müsste die Frage bejahen. Ihm zufolge sitzen Synonymie und Analytizität im selben Fluchtboot, da sie sich wechselseitig definieren lassen: Entweder sinken sie zusammen, oder sie werden gemeinsam gerettet.

Einer der Vorwürfe Quines gegen die beiden Begriffe hatte gerade in ihrer Interdefinierbarkeit bestanden: Mit genialem Gespür hatte Quine in „Two Dogmas of Empiricism“ bei diversen Definitionsversuchen eines der beiden Begriffe die unexplizierte Verwendung des jeweils anderen Begriffes nachgewiesen; wodurch der fatale Eindruck entstanden ist, es sei schlechterdings ausgeschlossen, Synonymie oder Analytizität nicht-zirkulär zu explizieren.

Doch aus der wechselseitigen Definierbarkeit zweier Begriffe folgt beileibe nicht die Zirkularität einer jeden Definition eines der Begriffe. So werde ich Quine zugeben, dass wir Synonymie in Termen von Analytizität definieren können, und umgekehrt. Nicht zuzugeben brauche ich, dass

23 Ich sollte betonen, dass ich hier nur die Ersetzbarkeit *salva Erfahrungs-Synonymia* in *aussagenlogischen* Kontexten verlange. Die durch nichtextensionale Kontexte (wie Glaubenskontexte) hervorgerufenen Schwierigkeiten beim Ersetzen von Synonymen, auf die Benson Mates hingewiesen hat (die sog. Mates-Fälle, cf. Mates [S]), können D7 nichts anhaben.

24 Es lässt sich beweisen, dass Synonymie im Sinne von D7 die gewünschten wahrheitsfunktionalen Eigenschaften hat, die ihren Vorgängerinnen D5 und D6 abgehen (vergl. vorletzte Fussnote). Genauer gesagt, gilt unter D7 folgendes Theorem: Sei O ein n-stelliger aussagenlogischer Operator; seien für  $i = 1, \dots, n$  die Sätze  $S_i$  und  $S_i'$  paarweise synonym. Dann ist auch der komplexe Satz  $O(S_1, \dots, S_n)$  synonym zu  $O(S_1', \dots, S_n')$ . (Für den Beweis siehe Müller [SA], 336–38 (Beweis des Satzes S8.5)).

sich z.B. die Synonymie nicht auch unabhängig vom Analytischen definieren lässt: Unsere Synonymie-Definition D7 aus dem vorangehenden Abschnitt setzt den Begriff des analytischen Satzes weder explizit noch (so hoffe ich) implizit voraus.

Die von Quine verfochtenen (und von mir willkommen geheissenen) wechselseitigen Definitionen lauten wie folgt:

D8: Zwei Sätze sind genau dann synonym, wenn ihr Bikonditional analytisch ist (cf. Quine [WO], 65).

D2: Ein Satz ist genau dann analytisch, wenn er synonym zu einem Selbstkonditional ist (also zu einem Satz der Form  $(p \rightarrow p)$ ).

Den erstgenannten Zwilling dieses Definitionspaars brauchen wir nicht zu beachten, denn wir wissen schon aus D7, was Synonymie ist. Der zweite Zwilling D2 dagegen verdient unsere Aufmerksamkeit. Gerade weil wir die Synonymie schon andernorts zu fassen bekommen haben, bietet uns D2 einen nicht-zirkulären Rettungsring für das Analytische.<sup>25</sup>

Sehen wir uns zum Abschluss die Konsequenzen dieser Rettungsaktion genauer an! Ihr am stärksten ins Auge springendes Ergebnis ist die Synonymie aller analytischen Sätze: Wenn nämlich alle analytischen Sätze einem Selbstkonditional synonym sein sollen, dann müssen sie auch allesamt untereinander synonym sein, denn Synonymie ist eine transitive Relation.

Aber ist das nicht unplausibel? Handeln nicht beispielsweise die zwei Sätze

(19)  $2 + 2 = 4$ ,

und

(24) Alle Junggesellen sind unverheiratet,

von Entitäten ganz verschiedener Art, so dass sie gar nicht dasselbe bedeuten (also synonym sein) können?

In einem, engen, Sinn von „Synonymie“ ist dieser Einwand berechtigt. Es gibt aber einen zweiten, lockereren Sinn von Synonymie, der die

<sup>25</sup> Ohne Beweis nenne ich hier nur eine willkommene Konsequenz aus D7 und D2: Es lässt sich nämlich aus D7 und D2 logisch ableiten, dass zwei Sätze genau dann synonym sind, wenn ihr Bikonditional analytisch ist. Der erste Zwilling D8 des Interdefinitionspaars kommt also unter D7 und D2 als Theorem heraus. (Für den Beweis siehe Müller [SA], 339–40). Hätten wir anstelle von D7 den Synonymiebegriff aus D5 oder D6 unterstellt, so hätte man D8 nicht ableiten können. Dies ist der im Abschnitt III angekündigte *ästhetische* Grund für den Übergang von D5 zu D7. Mehr noch: Dass wir D8 – gegeben unsere Definitionen D7 und D2 – ableiten können, scheint mir ein Anzeichen dafür zu sein, dass wir in der Tat die richtigen Explicanda expliziert haben. Eine Art Adäquatheitsbedingung wird durch den Beweis von D8 zugunsten unseres Ansatzes entschieden.

dem Einwand zugrundeliegende Beobachtung bereitwillig akzeptiert. Unter dieser Lesart (der man vielleicht das Etikett *laxer Synonymie* verpassen könnte) sind zwei Sätze dann (lax) synonym, wenn sie – intuitiv gesprochen – dieselbe „Information“ über die aktuelle Welt mit sich bringen, d.h. wenn sie denselben faktischen „Erkenntniswert“ tragen.

Sind in diesem laxen Sinne alle analytischen Sätze untereinander synonym? Ja; sie haben allesamt denselben Erkenntniswert, nämlich überhaupt keinen Erkenntniswert: Sie besagen nichts Interessantes über die Welt. Was sie behaupten, gilt in *jeder* möglichen Welt.

Es war die Synonymie in diesem laxen Sinne, deren Explizierbarkeit Quine in erster Linie bestritten hat (cf. Quine [TDoE], 29, Fussnote 7). Und es war genau dieser laxer Synonymiebegriff, den ich mit D7 gegen die holistischen Attacken Quines in Schutz zu nehmen vorhatte.<sup>26</sup>

*Ist denn das tatsächlich gelungen?* mag eine Skeptikerin argwöhnen. Könnte es nicht sein, dass D7 aus Versehen einen viel zu starken Synonymiebegriff liefert, der dann also nicht taugt, auch gleich noch der Analytizität habhaft zu werden?

Die Sorge ist glücklicherweise unbegründet. D7 expliziert das richtige *Explicandum*. Ich wage folgende Behauptung: Gemäss D7 sind für jeden deutschen Sprecher alle deutschen Sätze, die wir intuitiv als analytisch klassifizieren würden, synonym zu irgendeinem Selbstkonditional.

Natürlich habe ich keine Experimente angestellt, um meine Behauptung empirisch zu belegen. Ich habe vielmehr Introspektion betrieben, eine Introspektion allerdings, die jeder leicht nachvollziehen kann. Für die Synonymie des vielzelebrierten Junggesellensatzes mit dem Selbstkonditional

(25) Wenn es regnet, dann regnet's,

verlangt unsere Synonymiedefinition D7 unter anderem die Erfahrungssynonymie folgender beiden Konjunktionen:

(26) Es spaziert ein Tiger durch den Park, und alle Junggesellen sind unverheiratet.

<sup>26</sup> Dass sich *unter Voraussetzung* laxer Synonymierelationen zwischen ganzen Sätzen ein Begriff der Termsynonymie einführen lässt, der wiederum zur Explikation eines passablen Begriff der strikten Satzsynonymie herangezogen werden kann, bestreitet Quine nicht, siehe abermals [TDoE], 29, Fussnote 7. Es ist klar, dass sich ein sprachphilosophischer Bedeutungstheoretiker dieser zusätzlichen explikatorischen Aufgabe stellen sollte. Aus Platzgründen kann ich dies Thema hier nicht erörtern. – Es gibt noch ein weiteres Thema, das ich auf eine spätere Gelegenheit vertagen muss und das gleichfalls mit den semantischen Verhältnissen unterhalb der Satzebene zu tun hat: Quines These von der Unerforschlichkeit des Bezeichnens („inscrutability of reference“, siehe [WO], 51–57). Ich werde anderswo dafür plädieren, dass diese These zutrifft, bedeutungstheoretisch harmlos ist, dafür aber ontologischen Biss hat („Ontologische Relativität mit Substanz“, i. E.)

(27) Es spaziert ein Tiger durch den Park, und wenn es regnet, dann regnet's.

Es ist klar, denke ich, dass wir den beiden Konjunktionen unter genau denselben tigerhaltigen Park-Erfahrungen zustimmen sollten. Auch die Ablehnungsbedingungen sind für die zwei Sätze gleich. Die jeweils zweiten Konjunktionsglieder laufen in beiden Fällen leer mit: Weil sie analytisch sind – also nichts Interessantes über die Welt besagen –, tragen sie nichts zum Informationsgehalt der Konjunktionen bei, d.h. sie ändern nichts an deren Zustimmungs- und Ablehnungsbedingungen, soll heissen: an deren Erfahrungsbedeutung. Genauso wirkungslos benähmen sich die familienrechtliche und die metereologische Trivialität, hätten wir sie statt an den Tigersatz an irgendeinen Satz über Ziegen und Birnen konjugiert. In der Tat ist es einerlei, welche Einbettung wir (unserer Definition D7 folgend) für den Synonymietest wählen: Die eingebetteten Trivialitäten versinken sozusagen bis zur Unkenntlichkeit in jedem Bett, in das wir sie stecken, so dass der dargebotene Gesamteindruck (die Erfahrungsbedeutung des Gesamtsatzes) ausschliesslich vom Bett bestimmt wird und nicht von dem, was in ihm steckt. Stecken wir also irgend zwei analytische Trivialitäten in die gleichen Betten, so lässt sich von aussen kein Unterschied ausmachen; und also sind alle im intuitiven Sinne analytischen Sätze – gemäss D7 – auch untereinander synonym. Unser Synonymiekriterium ist mithin lax genug, um wie gewünscht für die Definition des analytischen Satzes herangezogen zu werden.

Zugegebenermassen habe ich bis hierhin nur dafür argumentiert, dass die im intuitiven Sinn analytischen Sätze von unseren Definitionen D2 und D7 auch in der Tat erfasst werden, dass unsere Definitionen also notwendige Bedingungen für Analytizität ausdrücken. Sind sie aber auch hinreichend? Oder gibt es etwa andere Sätze, die den Definitionen genügen und denen wir gleichwohl das Etikett des Analytischen würden verweigern wollen?

Ich möchte hierauf in drei Schritten antworten. Zuerst möchte ich pauschale Beruhigungspulver austreuen, indem ich darlege, warum nicht zu befürchten ist, dass zuviele Sätze gemäss D2 analytisch herauskommen. In einem zweiten Schritt möchte ich diese Beruhigung untermauern, indem ich einige Konsequenzen aus unseren Definitionen ableite und in Beziehung zum Holismus Quines setze. Im dritten und letzten Schritt schliesslich möchte ich diese Punkte anhand eines Beispiels illustrieren.

Zuerst also pauschale Beruhigungspulver. Woran könnte es liegen, dass ein vorgeschlagener Begriff des Analytischen zu weit ist? Quine würde diese Frage genauso beantworten, wie er dieselbe Frage hinsichtlich der Synonymie beantwortet hat: Die Schuld hat der Holismus! – Wir haben

aber vorhin gesehen, dass Quines Holismus nur den Begriff der Erfahrungssynonymie als zu weit ausser Gefecht setzt und dass unser Synonymiebegriff aus D7 genau für die vom Holismus betroffenen theoretischen Sätze eine engere Schlinge zieht. Dies Ergebnis können wir nun beinahe mechanisch auf den Begriff des Analytischen übertragen, weil sich Synonymie und Analytizität wechselseitig definieren lassen: Wenn der Zusammenhang zwischen Synonymie und Analytizität wirklich so eng ist, wie Quine und ich wegen D2 und D8 meinen, dann müssen sich schon aus rein begrifflichen Gründen meine Argumente zur Rettung der Synonymie vor dem Holismus nahezu automatisch in Argumente übersetzen lassen, die auch das Analytische vor der holistischen Bedrohung bewahren.

Worin, genau, besteht die holistische Bedrohung des Analytischen? Sie besteht darin, dass es dem Holismus zufolge intuitiv nicht-analytische Sätze geben kann, die so weit im Innern einer Theorie stehen, dass sie sich isoliert vom Rest der Theorie nicht widerlegen lassen, und die es deshalb dem Sprecher erlauben, die widerspenstigsten Daten durch geeignete Anpassungen anderswo in der Theorie zu neutralisieren (cf. Quine [TDoE], 41, 43 und [FMoE], 71/2). Sind solche Sätze analytisch? Stimulus-analytisch jedenfalls sind sie, denn diesen Begriff definiert Quine gerade durch Zustimmung unter allen nur erdenklichen Stimulationen.<sup>27</sup> Aber sind sie auch analytisch im Sinne unserer Definitionen? Um einzusehen, dass dies nicht der Fall ist, müssen wir mit unseren Definitionen ein bisschen spielen. Kombinieren wir D7 mit D2, so erhalten wir folgendes Theorem:

T1: Ein Satz S ist genau dann analytisch, wenn für alle Kontexte K [p] gilt:  $K[p/S]$  ist erfahrungssynonym zu  $K[p/R \rightarrow R]$ ,

worin  $R \rightarrow R$  ein beliebiges Selbstkonditional ausdrückt. Hieraus ergibt sich für den speziellen Fall konjunktiver Kontexte K mit Konjunktionsglied T:

T2: Ein Satz S ist nur dann analytisch, wenn für alle Sätze T gilt:  $S \ \& \ T$  ist erfahrungssynonym zu  $(R \rightarrow R) \ \& \ T$ .

Nun ändert sich die Erfahrungsbedeutung eines Satzes nicht, wenn wir ihn an ein Selbstkonditional konjugieren. Die Konjunktion rechter Hand in T2 ist also erfahrungssynonym zu T allein. Wegen der Transitivität der Erfahrungssynonymie haben wir also:

T3: Ein Satz S ist nur dann analytisch, wenn für alle Sätze T gilt:  $S \ \& \ T$  ist erfahrungssynonym zu T.

27 [WO], 55. Das nicht-behavioristische Gegenstück dieses Begriffs wäre der Begriff des erfahrungsanalytischen Satzes, dem ein Sprecher unter beliebigen Sinneserfahrungen zustimmen darf, „come what may“ (Quine [TDoE], 43).

Intuitiv bedeutet dies, dass analytische Sätze im Sinne unserer Definitionen nicht nur für sich genommen nichts über die Welt besagen (diesen schwachen Zug des Analytischen fängt schon Quines Stimulus-Analytizität ein), sondern auch insofern nichts über die Welt besagen, als sie in beliebigen Konjunktionen leer mitlaufen. Mit welchen Sätzen T auch immer wir einen analytischen Satz S konjugieren, stets besagt das Resultat genausoviel über die Welt wie T allein. Einen holistischen Relevanzgewinn wie bei der Konjunktion echter theoretischer Sätze ist analytischen Sätzen nie vergönnt. Damit haben wir die gesuchte Trennlinie zwischen den leer laufenden, analytischen Sätzen einerseits und andererseits jenen theoretischen Sätzen markiert, die so weit im Innern einer Theorie stehen, dass sie sich nicht isoliert empirisch widerlegen lassen und die also beibehalten werden können, komme, was da wolle.

Machen wir uns diesen Punkt anhand eines Beispiels klar. Albert Einstein ist der berühmteste Physiker, der einen isoliert nicht testbaren Satz unter keinen Umständen aufzugeben bereit war, so widerspenstig sich die experimentellen Resultate seiner Kontrahenten auch gebärden mochten. Der Satz, der Einstein so sehr am Herzen lag, lautet:

Der liebe Gott würfelt nicht,

bzw. in wissenschaftlich akzeptablerem Jargon:

E: Die Welt funktioniert deterministisch.

Dieser Satz ist im Idiolekt Einsteins stimulus-analytisch, weil Einstein dem Satz unter jeder nur erdenklichen experimentellen Stimulation zugestimmt hätte.<sup>28</sup> Aber gewiss hätte Einstein sich geweigert, sein Credo als bloss analytische Wahrheit auszugeben, die dann ja nichts Gehaltvolles über die Welt besagen könnte. Um zu sehen, dass Einsteins Credo auch im Sinne unserer Definitionen synthetisch ist, müssen wir eine Einbettung finden, deren Erfahrungsbedeutung zusammen mit Einsteins Credo anders aussieht als ohne. Versuchen wir es mit der quantenphysikalischen Theorie Q der Gegner Einsteins. Ihrer Interpretation zufolge funktioniert die Welt nicht-deterministisch. Sie passt also nicht zu Einsteins Credo. Ihre Konjunktion mit E sollte daher immer abgelehnt werden, komme, was da wolle. Und das bedeutet, dass keine denkbare Sinneserfahrung für (E & Q) relevant sein kann, weil Einstein und seine Gegner nicht mit der Welt her-

umzuexperimentieren brauchten, um die Unhaltbarkeit der Konjunktion einzusehen. Andererseits ist die Quantenphysik Q alleine – auch für Einstein! – eine respektable empirische Theorie. Einstein wäre froh gewesen, hätten sich empirische Daten finden lassen, die von Q falsch vorausgesagt werden. Zwar haben sich diese Daten *de facto* nicht produzieren lassen (Q ist bis heute unwiderlegt). Aber man kann *mögliche* Sinneserfahrungen benennen, in deren Lichte Einstein und seine Gegner gleichermaßen zur Ablehnung der Quantenphysik *verpflichtet* gewesen wären.

Damit ist gezeigt: Q ist nicht erfahrungssynonym zur Konjunktion E & Q. Und also kann Einsteins Credo unserem Theorem T3 zufolge nicht analytisch sein, genau wie gewünscht.

Fazit: Unsere Definitionen werden selbst mit Sätzen wie Einsteins Credo fertig, die so weit im Innern der physikalischen Theorie angesiedelt sind, dass der Glaube an sie holistischermassen aufrecht erhalten werden kann, komme, was da wolle. Die holistische Drohung gegen den Begriff des Analytischen ist nun ebenso pariert wie die gegen den Begriff der Synonymie. Nicht der Holismus Quines und Duhems zwingt uns zur Aufgabe dessen, was Quine das erste Dogma des Empirismus nennt. Anders als Quine gemeint hat, dürfen wir auch als Holisten an Analytizität festhalten.

Was bedeutet dieses überraschende Resultat für die Immunität der analytischen Sätze gegenüber widerspenstigen Erfahrungen? Darf ein Wissenschaftler seine analytischen Sätze unter Umständen aufgeben? Das ist das letzte Thema dieses Aufsatzes. Bevor wir es behandeln können, müssen wir eine Vorfrage klären:

Was für wissenschaftliche, theoretische Sätze sind denn nun analytisch im Sinne unserer Definitionen? Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, diese Frage anhand eines konkreten Beispiels zu bearbeiten. Ich habe anderswo (aus der behavioristischen Perspektive) dargelegt, inwiefern Carnap recht hatte, als er behauptete, selbst im Lichte der Quine/Duhem-These den analytischen Teil einer Theorie T mithilfe ihres Ramsey-Satzes  $\text{rams}(T)$  aus der Theorie zu extrahieren.<sup>29</sup> Genau wie Carnap gemeint hat, ist im Falle hinreichend komplexer Theorien T der Konditionalsatz:

$$\text{rams}(T) \rightarrow T$$

analytisch; der Konditionalsatz ist in meiner Explikation (die Carnap nicht zur Verfügung hatte) analytisch. Die Theorie T kann in zwei Komponenten zerlegt werden, in eine begriffliche Komponente und den Rest, der den Inhalt der Theorie ausmacht. Denn T ist logisch äquivalent zu:

$$(\text{rams}(T) \rightarrow T) \ \& \ \text{rams}(T).$$

<sup>29</sup> Zum folgenden siehe Carnap [PFoP], 270–272 und meine ausführliche Diskussion in [SA]: § 11.4 – § 11.12.

<sup>28</sup> Diese Behauptung ist wissenschaftsgeschichtlich gewagt. Aber der Punkt, auf den es mir ankommt, bleibt bestehen, selbst wenn der historische Einstein weniger radikal gewesen sein sollte, als oben ausgemalt (worüber mir kein Urteil zusteht). Mir kommt es nur darauf an, dass Quines Holismus die oben beschriebene unbeirrte Zustimmung zu E (irgendeines Sprechers) für möglich und respektabel erklärt.

Durch diese Überlegung wird die Grenze zwischen Beobachtung und Theorie überbrückt. Wie wir im Abschnitt III gesehen haben, entsteht der Ramsey-Satz  $\text{rams}(T)$  einer Theorie durch geschickte Elimination der theoretischen Terme aus  $T$ , hat aber denselben empirischen Gehalt wie  $T$  („Ramseys Theorem“). Das bedeutet: Man kann empirische Evidenzen zugunsten von  $\text{rams}(T)$  direkt beobachten. Und wer solche Evidenzen beobachtet hat, darf mithilfe des analytischen Satzes

$$\text{rams}(T) \rightarrow T,$$

auf die Theorie selber schließen. (Dieser Sicht zufolge wäre Abduktion unter bestimmten Bedingungen ein *begrifflich* vermittelter Schluss<sup>30</sup>).

Der vorgeführte Übergang von Beobachtung zur Theorie funktioniert nicht isoliert;  $T$  ist im allgemeinen eine hochkomplexe Konjunktion aus vielen Sätzen, die viele theoretische Terme enthalten und sich *nicht einzeln* auf Beobachtung stützen lassen. Das bedeutet: Quines Kritik am Holismus bleibt unangetastet.

Und die analytischen Sätze sind nicht sakrosankt. Sprecher können beim Übergang von einer Theorie zur nächsten sehr wohl ihre analytischen Sätze preisgeben, etwa infolge einer wissenschaftlichen Revolution.<sup>31</sup> In diesem Fall akzeptieren die Sprecher eine neue Theorie  $T^*$ , die nicht nur mit der alten Theorie  $T$  unvereinbar ist, wie bei jedem Meinungswechsel, sondern auch mit dem schwächeren, analytischen Satz ( $\text{rams}(T) \rightarrow T$ ). In diesem Fall wurde der Meinungswechsel von einem Wandel in der Sprache begleitet; das ist nicht der Normalfall.

Wie ist es möglich, dass wir im Rahmen der holistischen Annahmen Quines imstande sind, Sprach- und Meinungswechsel auseinanderzudividieren, wenn doch laut Holismus alles mit allem zusammenhängt? Auf diese Frage habe ich eine einfache Antwort: Der Holismus sagt nicht, dass alles ununterscheidbar ist. Zum Beispiel sagt er nicht, dass eine theoretische Ganzheit dieselben Eigenschaften hat wie diejenige Ganzheit, die sich ergibt, wenn man ihr einen weiteren Satz hinzufügt: Beim Zusammenfügen von Sätzen kann kritische semantische Masse entstehen, wie Quine das nennt; das ist die positive Seite der Quine/Duhem-These.<sup>32</sup> Genau davon haben wir Gebrauch gemacht. Quines Fehler bestand darin, die positive Seite seiner eigenen Lehre zu übersehen.

Zeit für ein Fazit. Wenn die Überlegungen aus diesem Aufsatz triftig waren, dann können Sprachphilosophen zum traditionellen Projekt einer

30 Siehe Müller [SA]: §12.3.

31 Siehe Müller [TAAS].

32 [PoT], 17.

- Evans, Gareth/McDowell, John (eds) [TM]: *Truth and meaning: Essays in semantics*. (Oxford: Clarendon, 1976).
- Hinzen, Wolfram/Rott, Hans (eds) [BM]: *Belief and Meaning—Interfaces and Dependencies*. (Frankfurt: Hänsel-Hohenhausen, Deutsche Bibliothek der Wissenschaften, 2002).
- Mates, Benson [S]: „Synonymity“. In *Semantics and the Philosophy of Language*, Leonard Linsky, ed. (Urbana: University of Illinois Press, 1952), 111–136.
- Müller, Olaf [fWfW]: „From Within and From Without: Two Perspectives on Analytic Sentences“. In Hinzen et al. (eds) [BM], 229–247.
- Müller, Olaf [SA]: *Synonymie und Analytizität: Zwei sinnvolle Begriffe. Eine Auseinandersetzung mit W.V.O. Quines Bedeutungskepsis*. (Paderborn: Schöningh, 1998).
- Müller, Olaf [TAAS]: „Trivialisert die Annahme analytischer Sätze den wissenschaftlichen Fortschritt?“ In C. Hubig/H. Poser (eds.) *Cognitio Humana – Dynamik des Wissens und der Werte*. Band 1 (Leipzig, 1996), 603–610.
- Neurath, Otto (ed) [EUS]: *Encyclopedia and unified science*. (= *International Encyclopedia of Unified Science* Vol. I No. 1). (Chicago: University of Chicago Press, 1938).
- Quine, Willard Van Orman [fLPo]: *From a Logical Point of View* (Cambridge/Mass.: Harvard UP, revised edition 1961).
- Quine, Willard Van Orman [FMoE]: „Five milestones of empiricism“. In Quine [TT], 67–72.
- Quine, Willard Van Orman [fStS]: *From stimulus to science*. (Cambridge/Mass.: Harvard UP, 1995).
- Quine, Willard Van Orman [PoT]: *Pursuit of truth*. (Cambridge/Mass.: Harvard UP, 1990, revised edition 1992).
- Quine, Willard Van Orman [TDoE]: „Two dogmas of empiricism“. In: Quine [fLPo], 20–46.
- Quine, Willard Van Orman [TT]: *Theories and things*. (Cambridge/Mass.: Harvard UP, 1981).
- Quine, Willard Van Orman [WO]: *Word and object*. (Cambridge/Mass.: MIT Press, 1960).
- Ramsey, Frank Plumpton [F]: *Foundations: Essays in philosophy, logic, mathematics and economics*. D.H. Mellor (ed). (Atlantic Highlands: Humanities Press, 1978).
- Ramsey, Frank Plumpton [T]: „Theories“. In [F], 101–125.
- Stegmüller, Wolfgang [TE]: *Theorie und Erfahrung. 1. Halbband. (Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Band II.1)*. (Berlin etc.: Springer, 1970).



empiristischen Bedeutungstheorie zurückkehren, das von logischen Empiristen wie Carnap verfolgt, von Quine zurückgewiesen und von Quines Schüler Davidson ignoriert wurde. Ich habe mich nicht dafür ausgesprochen, die alte empiristische Bedeutungstheorie unverändert wiederzubeleben und so zu tun, als ob nichts gewesen wäre. Im Gegenteil, meiner Ansicht nach hat Quines holistische Einsicht zu einer durchschlagenden Kritik an den ursprünglichen Fassungen dieses Projekts geführt. Aber Quines Kritik hat nicht gezeigt, dass man es unmöglich besser machen kann. Wenn man es besser machen will, muss man die empiristische Bedeutungstheorie an den Holismus der Quine/Duhem-These anpassen. Das habe ich für die Begriffe der Synonymie und des analytischen Satzes versucht. Damit ist zwar noch keine vollständige Bedeutungstheorie gewonnen. Aber es ist zumindest ein *Neuanfang*.

Olaf L. Müller  
 Philosophisches Seminar  
 Humboldtallee 19  
 Georg-August-Universität Göttingen  
 D-37073 Göttingen  
 olafmue@compuserve.com

#### Literatur

- Carnap, Rudolf [LFoU]: „Logical foundations of the unity of science“. In Neurath (ed) [EUS], 42–62.
- Carnap, Rudolf [MN]: *Meaning and Necessity. A study in semantics and modal logic*. (Chicago: The University of Chicago Press, second edition 1956).
- Carnap, Rudolf [MSiN]: „Meaning and synonymy in natural languages“. In: Carnap [MN], 233–47.
- Carnap, Rudolf [PFoP]: *Philosophical foundations of physics. An introduction to the philosophy of science*. (Martin Gardner (ed); New York: Basic Books, 1966).
- Davidson, Donald [BBoM]: „Belief and the basis of meaning“. In: Davidson [iTi], 141–154.
- Davidson, Donald [iTi]: *Inquiries into truth and interpretation*. (Oxford: Clarendon Press, 1984).
- Duhem, Pierre [ZSPT]: *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*. (Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Friedrich Adler). (Hamburg: Meiner, 1978). [Erschien zuerst französisch 1906].
- Dummett, Michael [WITo]/II: „What is a theory of meaning? (II)“. In Evans et al. (eds) [TM], 67–137.